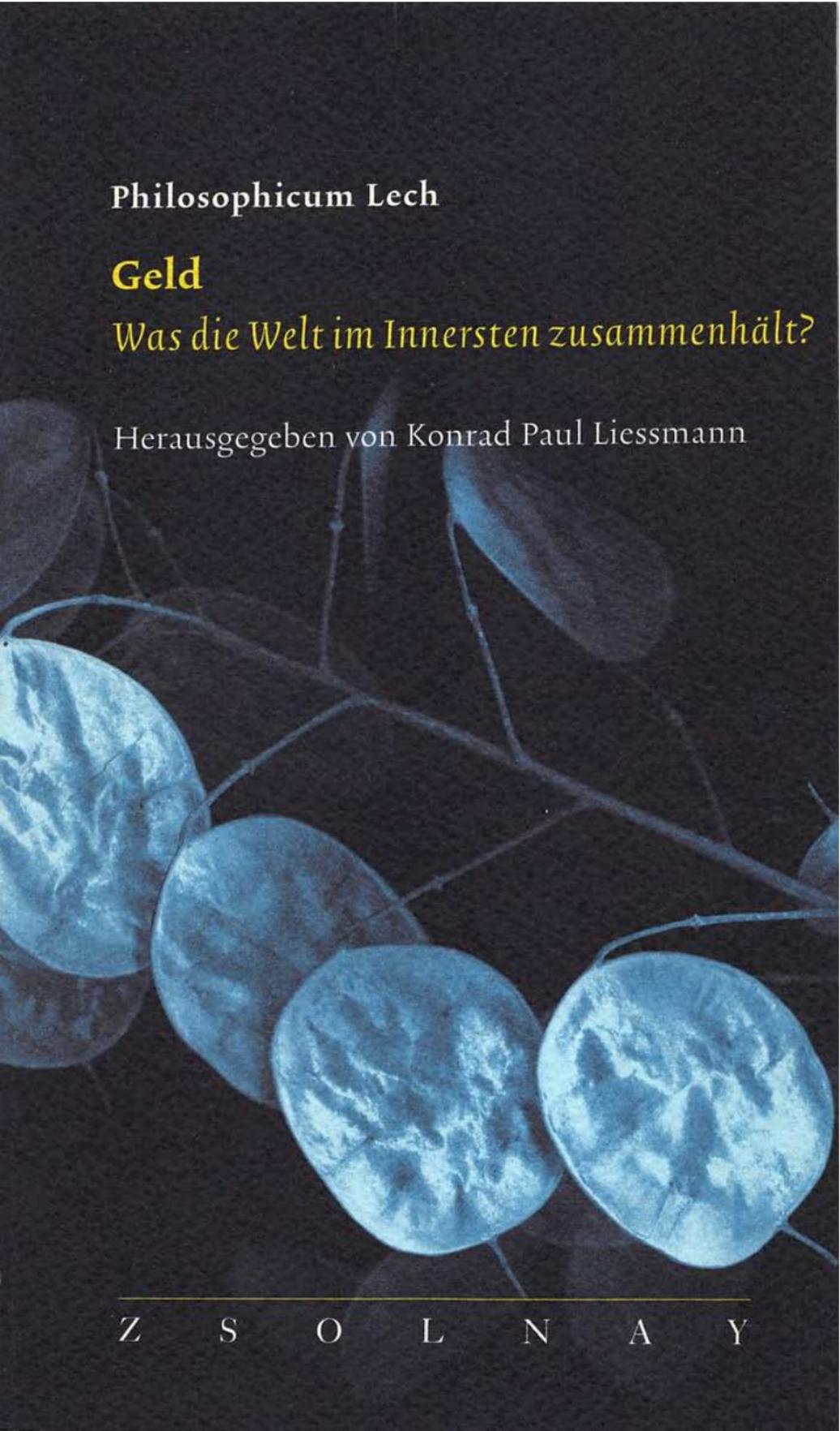


Philosophicum Lech

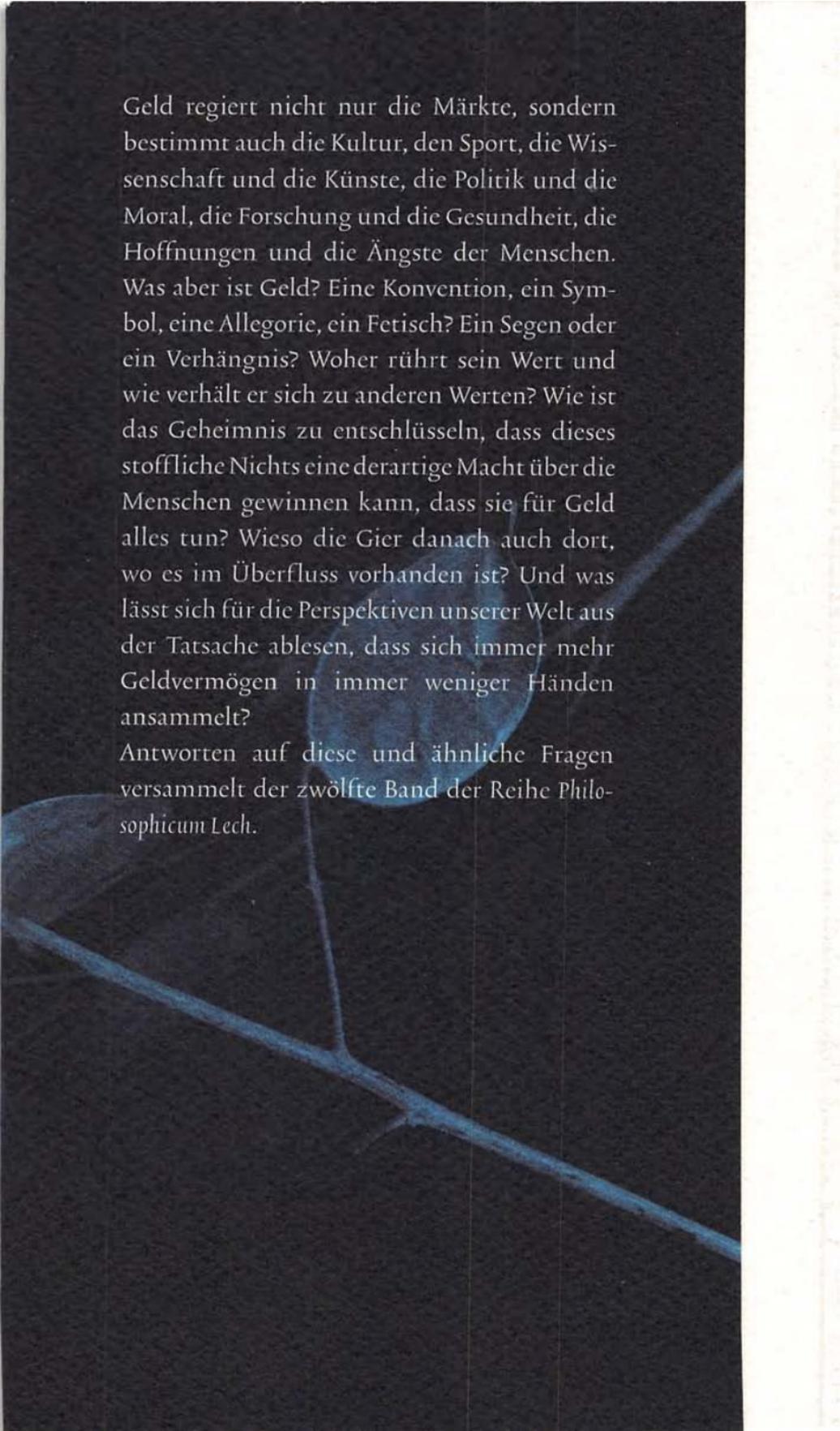
Geld

Was die Welt im Innersten zusammenhält?

Herausgegeben von Konrad Paul Liessmann



Z S O L N A Y



Geld regiert nicht nur die Märkte, sondern bestimmt auch die Kultur, den Sport, die Wissenschaft und die Künste, die Politik und die Moral, die Forschung und die Gesundheit, die Hoffnungen und die Ängste der Menschen. Was aber ist Geld? Eine Konvention, ein Symbol, eine Allegorie, ein Fetisch? Ein Segen oder ein Verhängnis? Woher rührt sein Wert und wie verhält er sich zu anderen Werten? Wie ist das Geheimnis zu entschlüsseln, dass dieses stoffliche Nichts eine derartige Macht über die Menschen gewinnen kann, dass sie für Geld alles tun? Wieso die Gier danach auch dort, wo es im Überfluss vorhanden ist? Und was lässt sich für die Perspektiven unserer Welt aus der Tatsache ablesen, dass sich immer mehr Geldvermögen in immer weniger Händen ansammelt?

Antworten auf diese und ähnliche Fragen versammelt der zwölfte Band der Reihe *Philosophicum* Lech.





Philosophicum Lech

Band 12

Geld. Was die Welt
im Innersten zusammenhält ?

Herausgegeben von Konrad Paul Liessmann

Paul Zsolnay Verlag

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums
für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK) und des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung (BMWF)
in Wien

1 2 3 4 5 13 12 11 10 09

ISBN 978-3-552-05458-5

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2009

Typografie und Umschlaggestaltung:

Atelier Reinhard Gassner, Bernd Altenried

Satz: Satz für Satz, Barbara Reischmann, Leutkirch

Copyright Trinité © 1991 by The Enchedé Foundry.

Trinité® is a Registered Trademark of

The Enchedé Font Foundry.

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Vorwort

Das Philosophicum Lech gehört in seinem zwölften Jahr zu den publikumsstärksten und medial meistbeachteten Philosophie-Tagungen im deutschsprachigen Raum. Auch im Herbst 2008 kamen wieder weit über fünfhundert TeilnehmerInnen nach Lech am Arlberg, um vier Tage lang aus philosophischer und kulturwissenschaftlicher Sicht über ein Thema zu sprechen, das aktuellen Anlass zu einer grundsätzlichen Analyse gab: über Geld.

Sind Philosophen überhaupt kompetent, wenn es um Geld geht? Gehört nicht eine gewisse Distanz zum Geld zu den Voraussetzungen des Philosophierens? Die Referate und Diskussionen beim Philosophicum Lech mit dem Titel »Geld. Was die Welt im Innersten zusammenhält?« blieben nicht bei solchen Vorurteilen stehen. Sie beleuchteten das Medium, das wohl nicht die Welt zusammenhält, aber unter uns allen eine Verbindung schafft, aus unterschiedlichsten Blickwinkeln: ökonomisch, philosophisch, literarisch, ästhetisch. Bei kaum einem Thema liegen pragmatisches Interesse, begründete Skepsis und intellektuelle Faszination so nahe beieinander. Für die TeilnehmerInnen, die noch einmal nachdenken möchten, wie für alle, die nicht in Lech sein konnten, finden sich wieder alle Referate zum Nachlesen in diesem Band, der nicht an Aktualität verlieren wird. Als Bürgermeister der Gemeinde Lech und Gründungsmitglied des Vereins Philosophicum Lech weiß ich: Freunde der Philosophie müssen kompetent sein, wenn es um Geld geht. Man braucht erheblich Geld, um das Philosophicum in dieser Qualität und in dieser Größenordnung durchzuführen. Deshalb danke ich an erster Stelle unseren Unterstützern, allen voran Siemens Österreich und Magna Steyr, sowie den

fördernden Stellen von Bund und Land. Das Impulsforum, das ebenfalls durch diese Unterstützung möglich wird, stellte auch 2008 wieder eine wichtige Verbindung in die gesellschaftliche Praxis und damit eine wesentliche inhaltliche Bereicherung des Philosophicums dar. Für die Konzeption danke ich dem wissenschaftlichen Leiter Univ. Prof. Dr. Konrad Paul Liessmann, für das Engagement allen Vortragenden, und nicht zuletzt allen TeilnehmerInnen für ihr Interesse.

Ich freue mich, wenn ich Sie vom 16. bis 20. September 2009 in Lech am Arlberg zum dreizehnten Philosophicum Lech »Vom Zauber des Schönen. Reiz, Begehren und Zerstörung« begrüßen darf.

LUDWIG MUXEL

Bürgermeister der Gemeinde Lech am Arlberg

- Simmel, Georg: »Fragment über die Liebe«, in: Ders.: *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1985 [1921/22], S. 224–282.
- Simmel, Georg: *Philosophie des Geldes*, Gesamtausgabe Band 6, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1989 [1900].
- Tyrell, Hartmann: »Romantische Liebe – Überlegungen zu ihrer »quantitativen Bestimmtheit«, in: Dirk Baecker et al. (Hrsg.): *Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987, S. 570–599.
- Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen: J. C. B. Mohr, 1972 [1921].
- Weber, Max: »Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen«, in: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Tübingen: J. C. B. Mohr, 1988 [1916; 1920], S. 237–573.
- Wimbauer, Christine: *Geld und Liebe. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen*, Frankfurt/New York: Campus, 2003.
- Zelizer, Viviana A.: *The Social Meaning of Money. Pin Money, Pay Cheques, Poor Relief, and Other Currencies*, Princeton: Princeton University Press, 1994.

Anmerkung

- 1 Die Studie wurde im Rahmen des Forschungsprojektes »Gemeinsam leben – getrennt wirtschaften«, einem Teilprojekt des SFB 536 »Reflexive Modernisierung«, am Institut für Soziologie der LMU München (Leitung: Prof. Jutta Allmendinger und Prof. Werner Schneider) durchgeführt; mittlerweile ist das Projekt am Wissenschaftszentrum Berlin (WZB) angesiedelt. Ausführlich zum methodischen Vorgehen siehe Wimbauer (2003).

Geld regiert die Welt! – Doch wer regiert das Geld?

Geld regiert die Welt! Das ist keine Frage. Doch wer regiert das Geld? Darüber sind sich selbst die Fachleute selten einig. Die weltweite Krise, in die uns gerade die amerikanische Immobilienblase hineingezogen hat, zeigt jedoch, dass diese Frage immer mehr zu einer Überlebensfrage für die meisten Menschen wird. Sie ist nicht die erste Banken- und Währungskrise, die wir in den letzten Jahrzehnten erlebt haben, nur dieses Mal trifft sie uns global und nicht nur lokal und ist damit von völlig anderer Wucht und Dauer. Nun stellt sich die Frage: Überlassen wir es weiterhin den Spekulanten an den Börsen oder dem sogenannten »freien Markt« zu bestimmen, was unsere Währung wert ist? Oder sind wir in der Lage, selbst zu bestimmen, mit welcher Münze wir wem heimzahlen?

1987 schrieb ich in der Einleitung zu meinem Buch *Geld ohne Zinsen und Inflation – ein Tauschmittel, das jedem dient*: »Die Aussicht, dass uns oder spätestens unseren Kindern mit diesem zerstörerischen (Geld-)System der schlimmste ökonomische oder ökologische Zusammenbruch in der neueren Geschichte bevorstehen würde, und das weitverbreitete Unwissen um die Folgen unseres Geldsystems veranlassen mich, darüber zu schreiben.« Die erste Fassung dieses Buches wurde in 22 Sprachen übersetzt. Es hat weltweit viele Menschen erreicht, leider bisher wenig praktisch verändert und – ebenso wie die Bemühungen vieler anderer Autoren – die jetzige Katastrophe nicht verhindern können. Doch nun – nachdem dieser Geld-Tsunami über uns hereingebrochen ist – möchte ich versuchen, den systemischen Ursa-

chen für dieses Unglück noch ein weiteres Mal Gehör zu verschaffen und die oben gestellten Fragen zu beantworten.

Nein, es liegt nicht in erster Linie an der Gier der Investmentbanker und ihrer Investoren, die nun von den Medien für das Desaster verantwortlich gemacht werden. Wenn es schon an den Menschen liegen soll, dann liegt es an unser aller Gier. Denn wer von uns hätte nicht gern gehabt, dass die Bank aus unserem Geld das meiste Geld machen würde. Es gab sie ja – und gibt sie noch immer – die Banken, die, für weniger Rendite, den Anlegern Investitionen in ökologische und soziale Projekte vermitteln. Auch wenn immer mehr Menschen von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht haben – warum sind wir nicht längst alle dort Kunden geworden?

Wir alle wissen, dass etwa eine Milliarde Menschen kein Dach über dem Kopf hat, keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser, Bildung oder Medikamenten. Dass diese Menschen von weniger als einem Dollar pro Tag leben müssen und die Hälfte der Menschheit – 3,5 Milliarden – von weniger als zwei Euro pro Tag. »Armut ist die schlimmste Krankheit der Welt. Und obwohl es der Weltwirtschaft in den vergangenen Jahren so gut ging wie nie zuvor, sterben jedes Jahr fast elf Millionen Kinder vor ihrem fünften Geburtstag«, schreibt Klaus Werner Lobo. Und doch reichen die Spenden der reichen Länder, die alljährlich in die Entwicklungsländer fließen, gerade aus, um die Zinszahlungen, die uns von dort erreichen, für etwa vierzehn Tage im Jahr auszugleichen.

Im Jahr 2000 nach dem Gipfeltreffen der G8-Staaten in Okinawa sagte Präsident Obasonjo von Nigeria: »Alles was Nigeria bis 1986 geliehen hatte, betrug etwa fünf Milliarden Dollar. Bis heute haben wir sechzehn Milliarden Dollar zurückgezahlt. Uns wird aber gesagt, wir seien noch immer 28 Milliarden Dollar im Rückstand, wegen der inzwischen gestiegenen Zinsen. Wenn Sie mich fragen: Was ist das größte Übel in der Welt? So sage ich Ihnen, es ist der Zins und Zinseszins.«

(Zu dieser Zeit zahlten die sogenannten Entwicklungsländer für jeden Dollar, den sie als Entwicklungshilfe aus den Industriestaaten erhielten, dreizehn Dollar zurück.)

Ich habe vor 25 Jahren den Zins als einen kleinen, aber bedeutsamen Konstruktionsfehler in unserem jetzigen Geldsystem verstanden und arbeite seitdem daran, aufzuzeigen, wie der Fehler im System behoben werden kann und wie wir zinsfreie Geldsysteme für verschiedene Zwecke entwickeln können. Deshalb möchte ich – bevor ich einige neue Geldentwürfe vorstelle – mit der Analyse dreier Missverständnisse bezüglich unseres herkömmlichen Geldes beginnen.

Erstes Missverständnis: Es gibt nur ein Wachstumsmuster, und das ist das natürliche Wachstum, welches ab einer optimalen Größe aufhört. Wir sagen: Die Bäume wachsen nicht in den Himmel! Und meinen: Das trifft auch auf alle anderen Phänomene zu. So wie unsere Körper – wie auch Pflanzen und Tiere – einem physisch begrenzten Wachstum folgen und ab einer optimalen Größe (in unserem Falle etwa ab dem 21. Lebensjahr) aufhören zu wachsen und sich – mit all unseren Subsystemen – nur noch qualitativ verändern, so, glauben wir, geht es mit allen anderen Phänomenen.

Und das ist der schwerwiegendste Fehler, den wir im Hinblick auf unser Geldsystem machen können. Denn unser Geldsystem ist eben kein natürliches System, sondern ein künstliches, von Menschen gemachtes Konstrukt, welches auch von Menschen verändert werden kann. Das Problem ist, dass Geld einem grundlegend anderen Wachstumsmuster folgt – dem sogenannten exponentiellen oder Verdopplungs-Wachstum.

Exponentielles Wachstum beginnt anfangs in sehr geringen Raten, steigt dann aber kontinuierlich an und geht schließlich in fast senkrechtes, »unbegrenzt« quantitatives Wachstum über. In der Natur findet es seine Grenze erst beim eigenen Zusammenbruch oder der Zerstörung des Organismus, auf dem es wächst. Und genau nach diesem Muster

verhält sich unser Geld, da sich Geldvermögen durch Zins und Zinseszins in regelmäßigen Zeitabständen verdoppeln. Das berühmte Beispiel vom Josephs-Pfennig zeigt, dass ein Geldsystem, welches auf Zins und Zinseszins als Umlaufsicherung beruht, nur kurz- und mittelfristig funktionieren kann. Hätte Joseph zur Zeit von Christi Geburt einen Pfennig investiert und wäre dieser von einer Bank mit durchschnittlich fünf Prozent verzinst worden, wäre dieser Pfennig im Jahr 2000 zum damals gültigen Goldpreis etwa 500 Milliarden Kugeln aus Gold vom Gewicht dieser Erde wert gewesen. Das zeigt in Form eines realistischen Symbols, dass »Geld Welt frisst«, und dass ein andauernder Bezug von Zins und Zinseszins zwar mathematisch berechenbar, aber faktisch unmöglich ist.

Wären die Zinszahlungen hingegen auf ein unverzinsliches Konto geflossen – womit der Zins auf Zins entfallen wäre – hätten sich auf diesem Konto im selben Zeitraum nur 1,01 Euro angesammelt. Welch ein Unterschied! Das praktische Problem besteht jedoch darin, dass der Zinseszins nur durch umständliche Regeln vermieden werden kann. Und weil der Zins – als der wichtigste Preis in unserer Wirtschaft – die Grenze setzt für das, was wir als »wirtschaftlich« betrachten, muss die Wirtschaft ein exponentielles Wachstum anstreben. Ohne dass wenigstens die Zinsen verdient werden – und ein darüber hinausgehender Gewinn –, wird auf Dauer kein Unternehmen in neue Projekte investieren. Weil exponentielles Wachstum auf Dauer in der Realwirtschaft nicht durchzuhalten ist, heißt das aber auch, dass die Schere zwischen Geldwerten und Realwirtschaft – im Laufe der Zeit – ständig weiter auseinanderklaffen muss, sich immer wieder Spekulationsblasen bilden werden und, nachdem diese platzen, der ganze Zyklus wieder von vorn anfängt.

Zweites Missverständnis: Wir zahlen Zinsen nur, wenn wir uns Geld bei der Bank oder von anderen leihen. Richtig ist, dass in je-

dem Preis, den wir entrichten, ein Zinsanteil enthalten ist. Nämlich der Zinsanteil, den die Produzenten der gekauften Güter und Dienstleistungen der Bank zahlen müssen, um Maschinen und Geräte anzuschaffen oder Löhne zu zahlen. Bei den Müllgebühren zum Beispiel liegt dieser bei etwa zwölf Prozent, beim Trinkwasserpreis bei 38 Prozent und bei der Miete im sozialen Wohnungsbau erreicht er sogar 77 Prozent.

Im Durchschnitt zahlen wir etwa vierzig Prozent Zinsen in den Preisen für die Güter und Dienstleistungen unseres täglichen Lebens. Würde der Zins durch eine andere Umlaufsicherung ersetzt, könnten die meisten von uns ihre Einkünfte fast verdoppeln oder entsprechend weniger arbeiten, um denselben Lebensstandard zu halten.

Drittes Missverständnis: Der Zins ist eine gerechte Gebühr oder Prämie für die Überlassung von Liquidität, die jede/r auf Spareinlagen bekommt und die von allen in jedem Preis bezahlt werden muss. Nur die wenigsten verstehen, in welchem Ausmaß sie selbst draufzahlen, da der Zins- und Zinseszinsseffekt ganz legal für eine ständige Umverteilung des Geldes sorgt. Unterteilt man die deutschen Haushalte in zehn gleiche Gruppen, so zeigt sich, dass acht Teile oder achtzig Prozent der Haushalte fast doppelt so viel Zinsen zahlen, wie sie einnehmen, bei zehn Prozent die Einnahmen und Ausgaben bezüglich der Zinsen ausgeglichen sind, und zehn Prozent der Bevölkerung einnehmen, was die große Mehrheit über den Zins verliert.

Das heißt, die »Gerechtigkeit«, die darauf beruht, dass wir zwar alle in den Preisen Zinsen bezahlen, aber auch – über Sparverträge und Geldanlagen – Zinsen zurückbekommen, stellt sich bei näherem Hinsehen als trügerisch heraus. Erst bei Zins schaffenden Anlagewerten in Höhe von etwa 500 000 Euro beginnen diejenigen, die diese Anlagen besitzen, von diesem System zu profitieren. Im Jahr 2001 betrug

die Summe, die in Deutschland an Zinsen tagtäglich umverteilt wurde, etwa eine Milliarde Euro.

Die Folgen des Konstruktionsfehlers

Aus der Vielzahl von Folgen sollen hier nur einige wenige erwähnt werden. Zuerst einmal ermöglicht der Zins im Gegensatz zum vielzitierten Anspruch auf Leistung in einer »Leistungsgesellschaft« ein leistungsloses Einkommen. Noch wichtiger aber ist, dass er ein pathologisches, d. h. krankhaftes Wirtschaftswachstum erzwingt und zu einer Verschärfung der ungleichen Einkommensverteilung und damit zur immer stärkeren Polarisierung der Gesellschaft führt.

Ein Banker, der 36 Jahre bei der argentinischen Zentralbank gearbeitet hatte, stellte mir einmal die rhetorische Frage: »Welchen Nutzen hat in unseren Demokratien die Gleichheit vor dem Gesetz, wenn wir keine Gleichheit vor dem Geld haben?« Der Mann wusste, wovon er sprach.

Sieht man sich die achtzigprozentige Entwertung der DM – der stabilsten Währung der Welt – zwischen 1950 und 2001 an, so wird erkennbar, dass die Inflation zum jetzigen Geldsystem gehört.

Sie folgt – wenn man die Statistik betrachtet – zumeist im Abstand von zwei Jahren den Auf- und Abwärtsbewegungen der Zinsen.

Als letzte Folge eines zinsbasierten Geldsystems sei der wachsende Hang zur Spekulation genannt, denn wenn die erwarteten Renditen in der Realsphäre der Wirtschaft nicht mehr zu erzielen sind, verlagert sich das Engagement der Investoren in andere, immer spekulativere Bereiche. So wurde seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Spekulation mit Währungen zunehmend lukrativer als Investitionen in produktive Wirtschaftsbetriebe.

Der Anstieg monetärer Transaktionen auf den internationalen Finanzmärkten zwischen 1974 und 2007 zeigt, welch absurdes Verhältnis zwischen den notwendigen Geldtransaktionen, um alle realen Güter und Dienstleistungen abzuwickeln, und den spekulativen Transaktionen, die keinerlei wirkliche Werte schafften, entstand.

Bereits im Jahr 2003 kritisierte die von der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste herausgegebene Studie »Wie wir wirtschaften werden – Szenarien und Gestaltungsmöglichkeiten für zukunftsfähige Finanzmärkte« diese Entwicklung scharf und listete die fünf verhängnisvollsten Wirkungen der herkömmlichen Finanzarchitektur auf:

1. Die Instabilität im gegenwärtigen Finanzsystem

Da zukünftige wirtschaftliche Entwicklungen in der Gegenwart abgeschätzt werden müssen, basieren Investitionen in die Zukunft immer auf Spekulation. Die Finanzmärkte neigen jedoch sehr häufig dazu, aufgrund von mangelnder Transparenz, Kontrolle und Kooperation oder Herdenverhalten falsche Investitionsentscheidungen hervorzubringen.

2. Ungerichteter Wachstumsdruck

Bei verschuldeten Wirtschaftsteilnehmern verstärkt das gegenwärtige Geld- und Finanzsystem die Notwendigkeit, ökonomisches Wachstum um jeden Preis zu realisieren – unabhängig davon, ob sich damit die Lebensqualität verbessert.

3. Kurzfristorientierung

Investitionen in langfristige Projekte werden im gegenwärtigen Finanzsystem deutlich erschwert und eine kurzfristige Gewinnorientierung bevorzugt.

4. Asymmetrische Wohlstandsverteilung

Für die sich vertiefende Spaltung der Welt zwischen Nord- und Südhalbkugel ist das Geld- und Finanzsystem wesentlich mitverantwortlich.

5. Entwertung von Sozialkapital

Die Folgen der marktförmigen Gestaltung immer weiterer Gesellschaftsbereiche sowie die Veränderungen von Arbeitsbedingungen resultieren aus immer schärferen Strategien der Unternehmen zur Profitmaximierung.

Jeder dieser fünf Mängel der gegenwärtigen Finanzarchitektur für sich genommen hätte ausgereicht, um die gegenwärtige Entwicklung als nicht zukunftsfähig zu identifizieren. Zusammengenommen erklären sie, warum die heutige Entwicklung so dramatisch verläuft.

Ganz explizit verweist die Studie auf das derzeitige Zinssystem als wesentliche Ursache dieser Missstände. Insbesondere wird der im gegenwärtigen Zinssystem begründete Wachstumszwang herausgestellt samt seiner erheblichen Nebenwirkungen. Anschaulich wird ebenfalls der Einfluss des Zinsniveaus auf alle ökologischen und sozialen Investitionsentscheidungen dargestellt.

Positive Zinsniveaus bevorzugen demnach generell und in erheblichem Maße kurzfristiges Denken. Mittels der betriebswirtschaftlich weltweit gängigen Abzinsung aller zukünftigen Ertragswerte um den gültigen Zinsfuß auf sogenannte Kapitalwerte rechnen sich langfristige Investitionen wirtschaftlich betrachtet nicht. Und diese wirtschaftliche Bewertung verändert sich radikal bei einer Senkung des allgemeinen Zinsniveaus.

Schließlich wird der Beitrag des Geld- und Zinssystems zur zunehmenden Auseinanderentwicklung der internationalen und nationalen Schere zwischen Arm und Reich betont, die zukünftig immer weniger durch staatliche Umvertei-

lungen in Richtung auf eine symmetrische Wohlstandsverteilung abgeschwächt werden kann.

Zur Förderung nachhaltiger Entwicklung führt die europäische Akademie der Wissenschaften und Künste verschiedene Gestaltungsmöglichkeiten auf, darunter insbesondere lokale Komplementärwährungen und Barter-Organisationen. Diese würden ganz direkt die der Studie vorangestellten Nachhaltigkeitsziele unterstützen – im Unterschied zu elf weiteren, eher indirekt wirkenden und teilweise gut bekannten Instrumenten wie zum Beispiel der Tobin-Steuer und Mikrokrediten.

Neue Geldentwürfe

Sehen wir uns nun an, wie neue Geldentwürfe in der gegenwärtigen Krise helfen können, die Auswirkungen des Systems abzumildern und diese Probleme in Zukunft zu vermeiden. Dafür gibt es inzwischen zahlreiche Wege und Modelle für alle sozialen, ökologischen und kulturellen Bereiche und für die meisten Ebenen wirtschaftlichen Handelns: von der lokalen über die regionale und nationale bis zur globalen Ebene.

Ein erster Schritt in diese Richtung sind die vielen Tauschringe auf der lokalen Ebene und die weltweit vorhandenen Barter-Systeme, über die etwa ein Drittel des gesamten Welthandels abgewickelt wird. Sie zeigen die Spannweite dessen auf, was sich machen lässt, wenn man das »Geldgeschäft« nicht nur den Banken überlässt. Sie arbeiten überwiegend ohne Zins. Besonders einfach umgeht die JAK Bank in Schweden den Zins, indem sie zinslose Darlehen mit zinslosen Spareinlagen – zeitlich verschoben – koppelt (www.jak.se). Eine deutsche Initiative, die ohne-Zins-Bank (o/ZB) in Stuttgart, versucht zur Zeit dieses Modell auf Deutschland zu übertragen (www.ozb-stg.de).

Das umfassendste Modell einer stabilen, zinsfreien, globalen Referenzwährung, die auf einen Korb international handelbarer Waren abgesichert ist, wurde von Bernard Lietaer entwickelt (www.terrarc.org).

Im Folgenden sollen anhand unterschiedlicher Beispiele für regionale und sektorale Währungen die Vorteile und Gestaltungsmöglichkeiten von neuen Geldentwürfen erläutert werden.

Regionalwährungen

Im Jahr 2002 entstand an mehreren Orten in Deutschland fast gleichzeitig die Idee, ein neues, den Bedürfnissen der Region entsprechendes komplementäres zinsfreies Geld zu erschaffen, nicht um den Euro abzulösen, sondern um ihn zu ergänzen.

Ein Vorbild, dem viele Initiativen folgten, gab es in den frühen dreißiger Jahren – kurz bevor in Deutschland Hitler an die Macht kam – in der österreichischen Kleinstadt Wörgl. Der dortige Bürgermeister Unterguggenberger überzeugte die Kaufleute und die Verwaltung, dass sie viel zu gewinnen, aber nichts zu verlieren hätten, wenn sie ein Geldexperiment durchführen würden, so wie es in Silvio Gesells Buch »Die natürliche Wirtschaftsordnung« vorgeschlagen wurde. Die Einwohner stimmten zu, und so gab der Wohlfahrtsausschuss eigene Geldscheine, die »Arbeitsbestätigungen« genannt wurden, im Wert von 5490 Schilling heraus. Sie wurden durch den gleichen Betrag gewöhnlicher österreichischer Währung abgedeckt und deshalb als gleichwertig angesehen. Die Stadt bezahlte Löhne und Material mit diesen Geldscheinen. Und mit Hilfe der wieder in Fluss geratenen Steuereinnahmen ließ sie eine Skisprungschanze erbauen, verbesserte Straßen und Kanalsysteme. Alle Geschäftsleute nahmen das neue Geld ebenfalls an.

Die Nutzungsgebühr für dieses Tauschmittel betrug ein Prozent monatlich, also zwölf Prozent im Jahr, und musste von demjenigen entrichtet werden, der die Geldscheine am Ende des Monats besaß. Sie wurde in Form einer Marke mit dem Wert von einem Prozent des Nennwerts entrichtet, die man auf die Rückseite klebte. Ohne diese Marke war das Geld ungültig. Die geringe Gebühr bewirkte, dass ein jeder, der es als Bezahlung erhalten hatte, dieses Geld so schnell wie möglich wieder ausgab, bevor er sein gewöhnliches Geld benutzte. Die Bewohner von Wörgl bezahlten sogar ihre Steuern im Voraus, um die Gebühren zu vermeiden. Innerhalb eines Jahres waren die 5490 Arbeitsbestätigungen 463-mal umgelaufen und hatten auf diese Weise Güter und Dienstleistungen im Wert von $(5490 \times 463 =) 2\,283\,840$ Schilling ermöglicht.

Die von der Stadtverwaltung eingenommene Gebühr betrug zwölf Prozent = 658 Schilling, die für öffentliche Zwecke verwendet wurden, das heißt, für das Wohl der Gemeinschaft und nicht zur Bereicherung Einzelner.

Gerade zu jener Zeit, in der viele Länder Europas mit zunehmender Beschäftigungslosigkeit zu kämpfen hatten, senkte Wörgl seine Arbeitslosenquote um 25 Prozent innerhalb eines Jahres. Die Gemeindeeinnahmen stiegen um 35 Prozent und die öffentliche Auftragsvergabe um 220 Prozent. Als sich dann über hundert Gemeinden in Österreich für das Modell zu interessieren begannen, sah die Österreichische Nationalbank ihr Monopol gefährdet. Sie intervenierte und ließ die weitere Verwendung dieses lokalen Geldes verbieten.

Ebenso erging es entsprechenden Versuchen in der Schweiz und in Frankreich. Auch in Deutschland passten die Freigeld- und Tauschringexperimente der dreißiger Jahre nicht ins nationalsozialistisch-zentralistische Konzept einer Geldordnung. Doch erst 1933 und 1934 trafen Banken und Reichsbank, die ihre Position im Geldwesen gefährdet sa-

hen, den Lebensnerv der Ausgleichskassen und Arbeitsgemeinschaften durch das Verbot von Einlagen, worüber nicht durch Barabhebung verfügt werden konnte. Damit wurde auch allen Tauschringexperimenten ein vorzeitiges Ende bereitet.

Heute – sechs Jahre nachdem die ersten Regionalwährungen starteten – gibt es etwa sechzig Initiativen in Deutschland, wovon etwa die Hälfte bereits ein eigenes Zahlungsmittel herausgibt (www.regiogeld.de). Am Beispiel des Chiemgauers (www.chiemgauer.info) und des Talente-Tauschkreises in Vorarlberg (www.talentiert.at), zwei erfolgreichen Experimenten in Deutschland und Österreich, wird deutlich, dass hier mit anderen Mitteln als in den dreißiger Jahren versucht wird, die regionale Wirtschaft zu stärken. Technisch gesehen wird das Instrument der Kundenbindung – ein Gutscheinsystem – genutzt, um wirtschaftliche und soziale regionale Aktivitäten zu beleben. Darüber hinaus geht es darum, die Identität der Region zu erhalten und neue soziale Beziehungen zu knüpfen.

Offensichtlich war und ist nun – mehr denn je – die Zeit reif, und bei den meisten Menschen äußert sich die Frustration über die ungebremste Globalisierung, die immer weniger Gewinner und immer mehr Verlierer erzeugt, dadurch, dass sie bereit sind, die eigene Region zu unterstützen. Der weltweite Finanzschock wird vermutlich die Regionen besonders hart treffen, denn das Übergreifen der verheerenden Krise der Finanzwelt auf die »Realwirtschaft« wird sich dort »ganz real« abspielen. Im derzeitigen Finanzsystem sind die Regionen den weltweiten Verwerfungen unvorhersehbar ausgeliefert. Während bisher das Geld der Bevölkerung von hohen Renditen aus der Region herausgezogen und an den »Weltrenditenmärkten« investiert wurde, rollt nun – nachdem diese zusammengebrochen sind – die Welle demnächst in Form einer massiven Rezession zurück in die Regionen. Regiogeld kann dagegen einen eigenen Schutzwall bieten.

Die »Rettungsbootfunktion« der Regionalwährungen – vor sechs Jahren noch eine kühne Vermutung der InitiatorInnen – wird nun ein handfester Vorteil für die Regionen, in denen schon eine eigene Währung existiert.

Sektorale Komplementärwährungen

Sektorale Komplementärwährungen, die – statt einem geografisch begrenzten Bereich – einem bestimmten sozialen, wirtschaftlichen oder kulturellen Sektor gewidmet sind, können ebenfalls – möglicherweise auch parallel zur Regionalwährung – für diesen Sektor einen beträchtlichen Nutzen stiften. An drei unterschiedlichen Beispielen – der Unterstützung von kleinen und mittleren Unternehmen, der Altenpflege und der Bildung – soll deutlich werden, wie solche Geldentwürfe funktionieren können, und welche Möglichkeiten sie zur Abfederung der gegenwärtigen Krise bieten.

Der Schweizer WIR-Ring: Das erste Beispiel ist ein bargeldloses Verrechnungssystem, welches seit 1934 existiert und kleinen und mittleren Unternehmen hilft, zusätzliche Umsätze zu tätigen, besonders in schwierigen wirtschaftlichen Zeiten. Dann nämlich wird der WIR – eine Parallelwährung, die dem Schweizer Franken 1:1 entspricht – besonders häufig benutzt. Die fünfzehn regionalen WIR-Gruppen mit 60 000 Mitgliedern und einem Jahresumsatz (2002) von ca. 1,7 Mrd. WIR machen deutlich, wie eine genossenschaftlich organisierte Vereinigung von Gewerbetreibenden – durch gegenseitige Kredite in der Komplementärwährung – ihre Liquidität erhöhen und ihre wirtschaftliche Lage verbessern kann (www.wir.ch).

Die Umsatzentwicklung über siebzig Jahre zeigt, dass der WIR – wie die meisten komplementären Währungen – anti-

zyklisch wirkt. Geht es in der Wirtschaft bergab und gehen die Umsätze in Schweizer Franken zurück, steigt der Umsatz in WIR. Boomt die Wirtschaft und die Waren können in Schweizer Franken bezahlt werden, geht der Umsatz in WIR zurück.

Damit unterstützt die Komplementärwährung die Politik der Zentralbanken und der Regierung, die sich immer anti-zyklisch verhalten. Die herkömmlichen Banken hingegen verhalten sich pro-zyklisch. Geht es der Wirtschaft gut, werden Kredite einfacher vergeben, als wenn die Wirtschaft lahmt.

Dieses Beispiel könnte in der heutigen Situation dazu dienen, schnell und unkompliziert eine europäische Parallelwährung für kleine und mittlere – eventuell auch große – Firmen zu schaffen, bevor Europa wieder rückwärtsgerwandt in die überwunden geglaubte Kleinstaaterei verfällt. Es nutzt wenig, wenn sich jedes Land nur um seine eigenen Probleme im Bankensektor kümmert, wenn die Probleme länderübergreifender Natur sind. Um die mit Sicherheit beginnende Abwärtsspirale aufzuhalten, wäre es sinnvoll, wenn weitsichtige Geschäftsleute in Europa versuchten, eine europäische Parallelwährung nach Schweizer WIR-Muster zu schaffen.

Das japanische Fureai-Kippu-System: Am zweiten Beispiel einer Zeitwährung, dem japanischen »Fureai Kippu«-Pflege-Ticket-System, wird ersichtlich, wie – seit mehr als einem Jahrzehnt – ein Gutschriften- und Verrechnungssystem von Pflegestunden und damit eine Verbesserung der Lebensqualität älterer Menschen möglich wird. 1995 beschloss ein ehemaliger Justizminister, der die unausgeglichene Altersstruktur Japans als Problem sah, die Hilfestellung jüngerer für ältere Menschen mit Stundengutschriften zu belohnen, die entweder zu einem späteren Zeitpunkt oder in einem anderen Teil des Landes oder von einer anderen Person (den

Eltern oder Verwandten oder Freunden) benutzt werden können. Von diesem dezentral organisierten, aber landesweit koordinierten System profitieren heute Millionen Menschen in Japan, und die Umsätze sind – im Gegensatz zu Umsätzen in bargeldlosen Verrechnungssystemen wie dem WIR-Ring und den meisten regionalen Komplementärwährungen – zusätzlich steuerfrei. Gleichzeitig ist die Währung inflationssicher; denn eine Stunde bleibt eine Stunde heute, morgen und übermorgen. Auch dieses Charakteristikum der Inflationssicherheit trifft auf die meisten Komplementärwährungen zu, die fast immer zu hundert Prozent auf Leistungen oder Waren abgesichert sind.

Dieses Modell könnte heute in vielen Städten und Gemeinden, die von immer geringeren Einnahmen bedroht werden, die Last der sozialen Dienstleistungskosten verringern und deren Qualität erhöhen helfen. Möglicherweise ist es sinnvoll, solche Modelle vorerst auf eine Probezeit zu begrenzen.

Der Saber, eine brasilianische Bildungswährung: Das dritte Beispiel ist eine Bildungswährung für Brasilien. Hier sind rund vierzig Prozent der Bevölkerung unter fünfzehn Jahre alt, und so besteht ein gravierendes Bildungsproblem. Als die Mobilfunkindustrie vor einigen Jahren privatisiert wurde, beschloss man deshalb, eine einprozentige Abgabe auf alle Telefonrechnungen zu erheben und diese für Bildungszwecke zu verwenden. Im eigens dafür geschaffenen »Topf« im Bildungsministerium hatten sich Mitte 2004 über drei Milliarden Reais oder ca. eine Milliarde US-Dollar angesammelt, und es musste entschieden werden, wie dieses Geld ausgegeben werden sollte.

Bernard Lietaer entwickelte dazu ein Gutschein-Modell, genannt »Saber« (= Wissen), welches das Ziel hat, der größtmöglichen Anzahl von SchülerInnen in den wirtschaftlich schwächeren Gebieten zu einer Erziehung bis zur Hoch-

schulreife zu verhelfen. Die Gutscheine werden an die jüngsten SchülerInnen verteilt, die damit ältere SchülerInnen bezahlen können, die ihnen Förderunterricht erteilen. Diese können wiederum SchülerInnen bezahlen, die noch etwas weiter sind als sie, und so setzt sich das Angebot fort, bis zu den Siebzehnjährigen, die damit die Studiengebühren von Universitäten bezahlen können. Nur die teilnehmenden Universitäten dürfen die Sabers in Reais umwandeln. Und am Ende eines Schuljahres verliert der Saber zwanzig Prozent an Wert, wenn er nicht an die Universitäten abgegeben wurde. Das heißt, niemand wird ihn horten oder dafür Zinsen verlangen, er ist nur begrenzt verwendbar, und man kann mit ihm weder Autos in Japan kaufen noch auf dem Weltmarkt spekulieren.

Die SchülerInnen lernen ihre MitschülerInnen besser kennen und erwerben beim »Lehren« zusätzliches Wissen und soziale Kompetenzen. Da die Kosten für die StudentInnen auf sonst frei bleibenden Studienplätzen nur einen Bruchteil dessen betragen, was die Universitäten normalerweise dafür aufbringen müssen, kostet der Studienplatz in Saber etwa fünfzig Prozent weniger. Diese mögliche Verdoppelung der Studienplätze und die etwa fünffache Weitergabe des Sabers in einem Studienjahr ergeben bereits einen zehnfachen Nutzen des Geldes. Dieser kann weiterhin verzehnfacht werden, indem die Schüler beim »Selber-Lehren« mehr als zehnmal so viel behalten, als wenn sie nur zuhören.

Das heißt, durch den Saber kann für dieselbe Geldmenge ein – im Vergleich zur direkten Vergabe – etwa hundertfacher Nutzen für Bildung entstehen.

In einer Zeit, in der Bildungsinstitutionen sparen müssen, ermöglichen die hier beschriebenen Grundprinzipien, welche auf ganz verschiedene Situationen übertragbar sind, das meiste aus den vorhandenen Ressourcen zu machen.

Fazit

Sektorale wie auch regionale Komplementärwährungen weisen wesentliche Gemeinsamkeiten untereinander und grundlegende Unterschiede zum herkömmlichen Geld auf:

- sie sind – richtig angewandt – für alle, die daran teilnehmen, ein Gewinn;
- sie erzeugen, wenn sie umlaufgesichert und auf Waren oder Dienstleistungen abgesichert sind oder als Zeitwährung funktionieren, keine Inflation, sondern im Gegenteil Stabilität;
- sie sind transparent in ihrem Entstehungsprozess und können damit demokratisch kontrolliert werden;
- sie bringen vorhandene Ressourcen mit einem ungedeckten Bedarf zusammen und können damit neue Arbeitsplätze schaffen, gerade in Bereichen, die sich im herkömmlichen Geldsystem nicht »rechnen«;
- sie verbessern die soziale Interaktion und den sozialen Zusammenhalt unter den TeilnehmerInnen;
- sie können nicht benutzt werden, um auf dem Weltmarkt zu spekulieren;
- sie entlasten den Staatshaushalt beziehungsweise verursachen wenig oder keine Mehrkosten oder Steuererhöhungen;
- sie verbessern das Angebot an Sozialleistungen oder Waren;
- sie stiften Nutzen, der sonst nicht zustande käme;
- die »Spielregeln« für ihre Anwendung sind einfach – nicht viel schwieriger zu begreifen als die Regeln eines Schachspiels.

Alle diese Eigenschaften stehen gewissermaßen im Gegensatz zum herkömmlichen Geld:

- welches in seiner Entstehung und in seinen Auswirkungen kaum verständlich ist;
- welches langfristig immer an Wert verliert;
- von dessen Verteilungswirkung über den Zinsmechanismus in wachsendem Maße nur zehn Prozent der Bevölkerung profitieren, während achtzig Prozent ständig ärmer werden;
- welches keinerlei Sozialbindung oder Moral kennt; und
- welches, als weltweites Spekulationsmittel eingesetzt – wie wir heute erleben – allen schadet, auch denen, die zuerst davon profitieren konnten. Denn was nützt ihnen der Ast, auf dem sie sitzen, wenn er an einem kranken Baum wächst?

Anstelle sozialer Programme, die sich mit dem Transfer finanzieller Ressourcen von Reich zu Arm begnügen, sind Komplementärwährungen ein völlig neuer Weg, dem Anspruch auf soziale Leistungen und mehr soziale Gerechtigkeit zu genügen. Wenn sie einmal eingeführt sind und funktionieren, können sie sich letztlich selbst finanzieren, ohne den Staatshaushalt weiter zu belasten. Das heißt, sie können den Wohlfahrtsstaat teilweise ersetzen, ohne selbst ein Wohlfahrtssystem zu sein. Sie sind in diesem Sinne hochinnovative Selbsthilfemittel, die durch kreatives Handeln im Sinne einer »kollektiven Intelligenz« die Eigeninitiative von Einzelnen und Gruppen fördern, ihren Selbstwert und damit insgesamt unser »Sozialkapital« stärken.

Die Antwort auf die drei kritischen Fragen, die ich zu Anfang stellte, lautet also: Wir können das Übergreifen der Krise auf die Realwirtschaft dämpfen, indem wir schnell und unbürokratisch nicht nur die Banken vor der Pleite bewahren, sondern auch neue Modelle, die zur Nachhaltigkeit des Finanzsystems beitragen, fördern.

Zur weiteren Stabilisierung des Finanzsystems muss auf die Vielfalt der Instrumente – statt wie bisher nur eine weitere

Rationalisierung und einseitige Optimierung der Effizienz – geachtet werden. Eine neue Finanz-Architektur, die Krisen vermeiden will, wird von neuen Akteuren und neuen Spielregeln gekennzeichnet sein, die für eine Vielfalt ergänzender Strukturen statt für mörderischen Wettbewerb stehen.

Wäre nur ein kleiner Teil der im Zusammenbruch der Banken verlorenen 1,5 Billionen Dollar in die Stärkung komplementärer regionaler und sektoraler Währungen gegangen, die Organisation des wirtschaftlichen Überlebens von vielen Regionen wäre jetzt einfacher. Die Finanzsystem- und Wirtschaftskrise fordert uns heraus, die eingeschlagene Richtung zu überdenken – was im Rahmen des Booms unmöglich war – und ein Finanzsystem zu schaffen, welches quantitatives Wachstum durch qualitative Entwicklung ersetzt und diese Entwicklung an den Menschen und den Möglichkeiten ausrichtet, die unser Ökosystem bietet.

Literatur

Brunnhuber, Stephan und Harald Klimenta: *Wie wir wirtschaften werden – Szenarien und Gestaltungsmöglichkeiten zukunftsfähiger Finanzmärkte*, Frankfurt/Wien: Ueberreuter, 2003.

Creutz, Helmut: *Das Geldsyndrom*, München: Wirtschaftsverlag Langen Müller/Herbig, 1993 (3. Auflage 2001).

Creutz, Helmut: *Die 29 Irrtümer rund ums Geld*, München: Signum Wirtschaftsverlag, 2004.

Gahrman, Arno und Henning Osmers: *Zukunft kann man nicht kaufen – ein folgenschwerer Denkfehler in der globalen Ökonomie*, Bad Honnef: Horlemann Verlag, 2004.

Kennedy, Margrit: *Geld ohne Zinsen und Inflation*, München: Goldmann Verlag, 1991 (aktualisierte Neuauflage 2006).

Kennedy, Margrit und Bernard Lietaer: *Regionalwährungen – Ein neuer Weg zu nachhaltigem Wohlstand*, München: Riemann Verlag, 2004.

Lietaer, Bernard A.: *Das Geld der Zukunft – Über die destruktive Wirkung des existierenden Geldsystems und die Entwicklung von Komplementärwährungen*, München: Riemann Verlag, 1999.

Lietaer, Bernard A.: *Mysterium Geld – Bedeutung und Wirkungsweise eines Tabus*, München: Riemann Verlag, 2000.

Sikora, Joachim und Günter Hoffmann: *Vision eines «Regionalen Aufbruchs»*, Bad Honnef: KSI, 2005.

Werner-Lobo, Klaus: *»Uns gehört die Welt!«*, München: Hanser, 2008.

Zeitschrift für Sozialökonomie mit sieben Beiträgen zum Thema Regionalgeld, 45. Jahrgang 158/159. Folge, Oktober 2008.

Autorinnen und Autoren

UNIV. PROF. DR. HANS CHRISTOPH BINSWANGER

geb. 1929, em. Univ. Prof. für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen. Wichtige Publikationen (Auswahl): Geld und Magie (1985, ²2005); Geld und Natur (1992); Die Glaubensgemeinschaft der Ökonomen (1998); Die Wachstumsspirale. Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses (2006)

UNIV. PROF. NORBERT BOLZ

geb. 1953, Professor für Medienwissenschaft an der Technischen Universität Berlin. Wichtige Publikationen (Auswahl): Theorie der neuen Medien (1990); Eine kurze Geschichte des Scheins (1991); Am Ende der Gutenberg-Galaxis (1993); Das kontrollierte Chaos (1994); Die Sinngesellschaft (1997); Die Konformisten des Andersseins (1999); Die Wirtschaft des Unsichtbaren (1999); Das konsumistische Manifest (2002); Blindflug mit Zuschauer (2005); Die Helden der Familie (2006); Das ABC der Medien (2007)

UNIV. PROF. DR. KARL-HEINZ BRODBECK

geb. 1948, Professor für Volkswirtschaftslehre, Statistik und Kreativitätstechniken an der Fachhochschule in Würzburg und Mitglied des Lehrkörpers der Hochschule für Politik in München. Wichtige Publikationen (Auswahl): Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der Wirtschaftswissenschaften (2000); Buddhistische Wirtschaftsethik. Eine vergleichende Einführung (2002); Der Zirkel des Wissens (2002); Ethik und Moral (2002); Gewinn und Moral (2006); Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik (2009)

UNIV. PROF. DR. CHRISTOPH DEUTSCHMANN

geb. 1946, Professor für Soziologie an der Universität Tübingen. Wichtige Publikationen (Auswahl): Die Verheißung des absoluten Reichtums. Zur religiösen Natur des Kapitalismus (1999); Postindustrielle Industriosozio-
logie (2002); Die gesellschaftliche Macht des Geldes (Hg. 2002)

UNIV. PROF. DR. GOTTFRIED GABRIEL

geb. 1943, Professor für Philosophie an der Universität Jena. Wichtige Publikationen (Auswahl): Zwischen Logik und Literatur (1991); Logik und Rhetorik der Erkenntnis (1997); Grundprobleme der Erkenntnistheorie (1998); Ästhetik und Rhetorik des Geldes (2002); Einführung in die Logik (2007)

UNIV. PROF. DR. JOCHEN HÖRISCH

geb. 1951, Professor für Neuere Germanistik und Medienanalyse an der Universität Mannheim. Wichtige Publikationen (Auswahl): Kopf oder Zahl – Die Poesie des Geldes (1996); Der Sinn und die Sinne – Eine Geschichte der Medien (2001); Es gibt (k)ein richtiges Leben im falschen (2003); Gott, Geld, Medien – Studien zu den Medien, die die Welt im Innersten zusammenhalten (2004); Theorie-Apotheke – Eine Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen (2004); Die ungeliebte Universität – Rettet die Alma mater! (2006)

PROF. DR. MARGRIT KENNEDY

geb. 1939, Architektin, Ökologin und Expertin für Komplementäre Währungen. 1991–2002 Professorin am Fachbereich Architektur der Universität Hannover, Leiterin der Abteilung »Technischer Ausbau und Ressourcensparendes Bauen«. Wichtige Publikationen (Auswahl): Geld ohne Zin-

sen und Inflation. Ein Tauschmittel, das jedem dient (2005); Regionalwährungen. Neue Wege zu nachhaltigem Wohlstand (2006, gem. mit Bernard A. Lietaer)

UNIV. PROF. DR. KONRAD PAUL LIESSMANN

geb. 1953, Professor für Philosophie an der Universität Wien. Wichtige Publikationen (Auswahl): Philosophie der modernen Kunst (1999); Vom Nutzen und Nachteil des Denkens für das Leben (1997); Die großen Philosophen und ihre Probleme (1998); Philosophie des verbotenen Wissens (2000); Günther Anders (2002); Kitsch (2002); Reiz und Rührung (2003); Spähtrupp im Niemandsland (2004); Ästhetik der Verführung (2005); Die Insel der Seligen (2005); Theorie der Unbildung (2006); Zukunft kommt (2007); Denken und Leben I-IV (ORF-CDs)

DR. KLAUS ALBRECHT SCHRÖDER

geb. 1955, Direktor der Wiener Albertina. Wichtige Publikationen (Auswahl): Ferdinand Georg Waldmüller (1990); Richard Gerstl (1993); Egon Schiele: die Verletzung der Scham (1995); Die Neue Sachlichkeit in Österreich (1995); Cézanne. Vollendet – Unvollendet (1999); Egon Schiele: Eros und Passion (1998)

MAG. DR. STEPHAN SCHULMEISTER

geb. 1947, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Österreichischen Wirtschaftsforschungsinstitutes (WIFO). Wichtige Publikationen (Auswahl): Zinssatz, Investitionsdynamik, Wachstumsrate und Staatsverschuldung (1996); Globalization without global money (2000); Technical analysis and exchange rate dynamics (2000); Aktienkursdynamik und Realkapitalbildung in den USA und in Deutschland (2003); Der Finanzkapitalismus, die Wachstumskrise und das Europäische Modell (2004); Finanzspekulation, Arbeitslosigkeit und Staatsverschuldung (2007); Die manisch-depressiven

Preisschwankungen auf den Finanzmärkten – wie macht das die »unsichtbare Hand« (2007)

UNIV. PROF. DR. WOLFGANG ULLRICH

geb. 1967, Professor für Kunstwissenschaft und Medientheorie an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe. Wichtige Publikationen (Auswahl): Mit dem Rücken zur Kunst. Die neuen Statussymbole der Macht (2000); Die Geschichte der Unschärfe (2002); Tiefer hängen. Über den Umgang mit Kunst (2003); Was war Kunst? Biographien eines Begriffs (2005); Bilder auf Weltreise. Eine Globalisierungskritik (2006); Habenwollen. Wie funktioniert die Konsumkultur? (2006); Gesucht: Kunst! Phantombild eines Jokers (2007)

DR. CHRISTINE WIMBAUER

geb. 1973, Leiterin der Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe der DFG »Liebe«, (Erwerbs-)Arbeit, Anerkennung – Anerkennung und Ungleichheit in Doppelkarriere-Paaren am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Wichtige Publikationen (Auswahl): Geld und Liebe. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen (2003); »Wenn zwei das Gleiche tun ...« – Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples (2005, gem. mit Heike Solga); Die Gesellschaft als »institutionalisierte Anerkennungsordnung« (2007, Hg. gem. mit Annette Henninger und Markus Gottwald)

Inhalt

Ludwig Muxel: Vorwort	5
Konrad Paul Liessmann: Eine kleine Philosophie des Geldes	7
Hans Christoph Binswanger: Geld und Magie Eine ökonomische Deutung von Goethes Faust	20
Norbert Bolz: Wo Geld fließt, fließt kein Blut	41
Wolfgang Ullrich: Flüssig sein Die Seele des Kapitalismus	64
Jochen Hörisch: Mein, nicht dein Das digitale Medium Geld und das analoge Medium Abendmahl	90
Christine Wimbauer: Geld und Liebe Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen	121
Margrit Kennedy: Geld regiert die Welt! – Doch wer regiert das Geld?	148
Stephan Schulmeister: Geld als Mittel zum (Selbst-)Zweck	168
Karl-Heinz Brodbeck: Geldwert und Geldgier Zur Macht einer globalen Illusion	207

Geld regiert die Welt. Was aber ist Geld?
Eine Konvention, ein Symbol, eine Allegorie,
ein Fetisch? Ein Segen oder ein Verhängnis?
Und was lässt sich aus der Tatsache ablesen,
dass sich immer mehr Geldvermögen
in immer weniger Händen ansammelt?
Renommierete Philosophen, Ökonomen,
Kultur- und Sozialwissenschaftler geben
im zwölften Band der Reihe *Philosophicum* Lech
Antworten auf diese und ähnliche Fragen.

Hans Christoph Binswanger

Norbert Bolz

Karl-Heinz Brodbeck

Christoph Deutschmann

Gottfried Gabriel

Jochen Hörisch

Margrit Kennedy

Klaus Albrecht Schröder

Stephan Schulmeister

Wolfgang Ullrich

Christine Wimbauer

Konrad Paul Liessmann